

Starke Frauen

Museumskonzert mit Hagen und Guggeis

FRANKFURT Auf den ersten Blick scheinen die Verhältnisse im Hause Strauss klar: Vater Richard kommt aus der weiten Welt ins heimische Idyll, wo die etwas kapriziöse Gattin und der Nachwuchs warten. Nichts weniger und nichts mehr als einen Tag und eine Nacht des eigenen Familienlebens hat Richard Strauss in seiner „Symphonia domestica“ op. 53 vertont, als opulent orchestrierte Alltags-schilderung, die wenige Wochen nach der New Yorker Uraufführung 1904 in Europa erstmals in einem Frankfurter Museumskonzert erklang.

In diesem Rahmen war das Riesenswerk nun, im zweiten Saisonkonzert in der Alten Oper, unter Leitung von Thomas Guggeis wieder zu hören. Dem Porträt, das Strauss darin von seiner emanzipierten, als Sängerin erfolgreichen Gattin Pauline de Ahna zeichnet, hatte Guggeis zu Beginn des klug konzipierten Programms drei Charakterisierungen starker Frauen vorangestellt. Die einige Jahre vor Strauss in Paris geborene, erst in jüngerer Zeit wiederentdeckte Mélanie Bonis hat in ihrem kleinen Zyklus „Trois Femmes de Légende“ Ophelia und Kleopatra mit viel impressionistischer Farbsinnlichkeit umrissen, wie sie das Orchester behutsam nachvollzog. Sogar das dazwischen stehende Salome-Porträt erklang mit einer Noblesse, die dem handfester charakterisierenden Strauss in seiner eigenen Oper über diese biblische Figur gewiss nicht in den Sinn kam.

Die Kunstfertigkeit, mit der Strauss in der „Symphonia domestica“ das eigene Familienleben bis hin zur Doppelfuge mit Ironie überhöhte, kam in der mustergültig transparenten, das große Orchester immer wieder aufgeleuchtet exponierenden Deutung hervorragend zur Geltung. Von virtuoser Wirkungsmacht war zwischen den Orchesterwerken der Auftritt der teils in Kronberg ausgebildeten Solistin Julia Hagen geprägt, die das erste Konzert für Violoncello und Orchester a-Moll op. 33 von Camille Saint-Saëns vor gelegentlich fahriger Begleitung noch im flottesten Passagenwerk locker und souverän ausspielte und auf den Effekt straffer Tempi, aber auch die Tiefe einer Bach-Zugabe vertraute. zib.

Erschöpft tapst der Herr Papa herein

Museumskonzert mit Cellistin Julia Hagen in der Frankfurter Alten Oper

Frankfurt – Nur selten greift Thomas Guggeis zum Mikrophon. Diesmal nach der Pause. Der Chef des Frankfurter Opern- und Museumsorchesters erläutert den Inhalt der »Symphonia Domestica« von Richard Strauss. Programmmusik. »Papa kommt von einer Reise nach Hause – müde«, skizziert der Dirigent in der Alten Oper das erste Thema und lässt es von den Celli spielen. Er schöpft tapst der Papa herein. »Dann Pauline, seine Frau, die große Heldin der Sinfonie.« Die Geigen trumpfen zackig auf. »Das ist die Spiegelung des Cello-Motivs«, erklärt Guggeis und schmunzelt: »Quasi die bessere Hälfte des Mannes...« Solch eine Werkeinführung wünscht man sich öfter. Danach geht es los. Der reiche Streicherapparat wird ergänzt von einer stattlichen Bläsergruppe (unter anderem fünf Fagotte und acht Hörner), links zwei Harfen, hinten jede Menge Schlagwerk. Strauss einmal mit allem. Minutiös schildert der Komponist ein Familienleben, sein eigenes. Zank und Zwist, Onkel und Tanten, am Ende Versöhnung. Guggeis leitet mit deutlichen Gesten, das großrahmige Werk schillert. Ein Genuss. Frenetischer Applaus vom Publikum.

Zuvor das Cellokonzert Nr. 1a-Moll von Saint-Saëns mit Solistin Julia Hagen. Zum ersten Mal ist die Salzburgerin Gast bei den Museumskonzerten. In den flinken Ecksätzen zeigt ihr (Doppelgriff-)Spiel in den hohen Lagen betörende Schönheit. Mit pastosem Strich meistert sie das Menuett. Es wirkt wie ein Kaminfeuer: faszinierend und wärmend. Das Orchester nimmt sich zurück. Hagens Bach-Zugabe schwingt elegant aus. Zum Auftakt mit Mélanie Bonis eine Französin. Ihr »Trois Femmes de Légende« hält in drei romantisch-impressionistischen Sätzen ein Plädoyer für starke Frauen: Kleopatra, Ophelia, Salome. Ob sich die drei wiedererkennen lassen, sei dahingestellt. Verschlungen kommt das Stück daher, vom Orchester mit Hingabe zelebriert. **MANFRED MERZ**



Frankfurter Museumskonzert – Ophelia und das Familienglück

20.10.2025, 16:49 Uhr

Von: Bernhard Uske



Thomas Guggeis. © Rolf Oeser

Thomas Guggeis dirigiert das Museumskonzert in der Alten Oper mit Werken Mel Bonis, Camille Saint-Saëns und Richard Strauss.

Mel Bonis, die 1858 geborenen und 1937 gestorbene französische Komponistin, ist in Konzerten jüngerer Zeit öfters zu hören, und dann meist mit den drei orchestral instrumentierten Porträts einer Reihe von Frauengestalten, die von Desdemona bis Melisande reichen. Ophélie, Salomé und Le Songe de Cléopâtre, zwischen 1879 und 1913 entstanden unter dem Titel „Trois Femmes de Légende“, erklangen jetzt zu Beginn des 2. Sinfoniekonzerts der Museumsgesellschaft im Großen Saal der Alten Oper Frankfurt, wo Thomas Guggeis das Opern- und Museumsorchester leitete.

Bonis' Klangbilder haben viel mit dem impressionistischen Klanghabit eines Debussy oder Ravel zu tun, wobei eingängigere Grundierungen und geringere Modalität den Zugang erleichtern, aber auch weniger spannend machen. Blendend ist die Farbpalette der Komponistin: ein schwebender bis schwingender Ton bekommt manchmal die Oberhand. Die Dynamik und der Ambitus der Sätze bleiben im Bereich einer bodenhaftenden Beständigkeit.

Immer sprungbereit

Da war das 1. Violoncello-Konzert in a-Moll von Camille Saint-Saëns, wenngleich mehr als zwanzig Jahre vor den Porträtsätzen entstanden, von einer weit ausgreifenderen Faktur. Ein Werk in einem Zug, nur latent die alte Dreisätzigkeit intonierend. Die Solo-Stimme, gespielt von Julia Hagen, steigt vehement ein und hatte in der 30-jährigen Österreicherin eine ebenso gewichtige wie sprungbereite Stimme, die auch zur klaren Linienführung bestens disponiert ist.

Das Zusammenspiel von Solo und Tutti war im ersten Drittel des Werks durch Guggeis mächtig auf Trab gebracht und die Virtuosität des Ganzen weniger ziseliert als kraftvoll und vehement.

Das fast wie eine Zitatinself inkludierte, menuettartige Hin und Her zwischen Förmlichkeit und abgezirkelter Umspielung war blendend realisiert: pure Apollinik, wobei sich der direkte Ton der Solistin ins Zierliche und Spitzzüngige zu versetzen vermochte. Die Verve des letzten Drittels mit fast populistischer Flottheit machte den Klassizismus als französische Hausmarke komplett.

Nach den heroischen und klassischen Tönen kam es schließlich zur klingenden, bajuwarischen Haushaltsführung, wie sie Richard Strauss in seiner sinfonischen Dichtung „Symphonia domestica“ veröffentlichte. Ein Privatissime-Exhibitionismus in Sonatenhauptsatzform, in dem Babygeschrei, Ehekrach, aber auch Besinnlichkeit samt triumphaler Feier des familiären Dreiecks in Fuge und Doppelfuge sich abwechselten.

Das Museumsorchester bot beste Einblicke in das Familienglück, das natürlich letztlich Straussens eigenes war: aufgeräumt, alert und kraftstrotzend.

FRANKFURT/ Alte Oper: Konzert Julia Hagen, Violoncello Frankfurter Opern- und Museumsorchester Thomas Guggeis, musikalische Leitung

Online
Merker

21.10.2025 | [Konzert/Liederabende](#)

FRANKFURT/ Alte Oper: Konzert Julia Hagen, Violoncello Frankfurter Opern- und Museumsorchester Thomas Guggeis, musikalische Leitung

Bonis bezaubert, Saint-Saëns versöhnt, Strauss streitet



Frankfurter Opern- und Museumsorchester mit Thomas Guggeis. Foto: Sophia Hegewald

Ein Abend in der Alten Oper Frankfurt, an dem drei Komponisten — pardon, zwei Komponisten und eine übersehene Komponistin — zeigen, wie unterschiedlich man Leidenschaft orchestrieren kann.

Manchmal schleicht sich ein Konzertabend leise in die Aufmerksamkeit — keine Fanfare, kein heroisches Brio, sondern Harfenstaub, flirrendes Licht und eine Atmosphäre, die eher nach Traum riecht als nach Programm. So beginnt Mel Bonis' *Trois Femmes de Légende* — und man merkt gleich: Diese Frau hat etwas zu sagen, auch wenn sie es in einer Zeit tat, in der man ihr lieber das Schweigen verordnet hätte. Mélanie hieß sie eigentlich, aber in einer Welt, die Komponistinnen nur als musizierende Gattinnen duldete, wurde aus Mélanie kurzerhand Mel. Ein Tarnname, um ernst genommen zu werden — ja, man könnte fast sagen: eine kleine Revolte im Vornamen.

Ihre drei Frauen — Ophélie, Salomé, Cléopâtre — sind keine dekorativen Figuren aus der Vitrine der Musikgeschichte. Sie leben, atmen, blitzen. Zunächst Ophélie: Die Holzbläser singen Kantilenen, die klingen, als würden sie sich gegenseitig trösten. Guggeis lässt sie schweben, aber nicht verfließen. Der Boden bleibt spürbar, kein sentimentales Ertrinken, sondern ein Schweben am Rand der Tragödie. Schließlich Salomé, flirrend, springend, mit einem Augenzwinkern und

doch auch der exotischen Wildheit. Hier ist keine gefährliche Femme fatale am Werk, sondern eine selbstbewusste, vielleicht etwas zu intelligente Tänzerin, die weiß, dass Männer manchmal an ihrer eigenen Projektion scheitern. Cléopâtre öffnet sich mit feinen Harfentönen, ein exotischer Schleier, durch den das Orchester — unter der präzisen, geradezu archäologischen Leitung von Thomas Guggeis — eine Welt von Duft und Dämmerung entstehen lässt. Es klingt nach Pyramiden und französischem Impressionismus, aber ohne den typischen Debussy-Nebel. Bonis schreibt klarer, strukturierter, vielleicht auch entschiedener weiblich.

Das Frankfurter Opern- und Museumsorchester spielt das alles mit auffälliger Wachheit. Keine Routine, kein „Pflichtprogramm Frauenquote“. Man spürt echtes Interesse, eine Neugier, die ansteckend wirkt. Das Publikum, anfangs noch höflich gespannt, reagiert am Ende ehrlich bewegt — und vielleicht ein wenig beschämt, weil man diese Musik nicht schon längst kennen sollte.

Dann, ohne großen Umbau, der Sprung zu Camille Saint-Saëns. Sein Cellokonzert Nr. 1 in a-Moll beginnt wie ein Pistolenschuss: kein Vorspiel, kein Abtasten, sofort mitten ins Geschehen. Julia Hagen, die junge Salzburgerin, stürzt sich mit beeindruckender Ruhe hinein. Ihr Ton ist warm, aber klar konturiert, ihre Phrasierung elegant, aber nie manieriert. Sie spielt, als wäre das Werk ein Gespräch, nicht ein Monolog — und das Orchester antwortet sehr aufmerksam.

Thomas Guggeis dirigiert den Saint-Saëns als feine Architektur, weniger als romantische Pose. Die schnellen Passagen wirken wie funkelnde Dialoge, in denen das Cello immer leicht dominiert, ohne herrisch zu klingen. Und in den lyrischen Momenten — wenn Hagen das Hauptthema beinahe flüsternd wiederholt — entsteht diese seltene Stille, in der niemand hustet, weil alle atmen wie sie. Und dann das herrliche Menuett im Orchester. Ein Tanz auf Spitze mit selbstbewussten Cello.

Am Ende tanzt das Orchester dem Cello beinahe davon, wie ein Freund, der zu viel Temperament hat. Aber Hagen bleibt souverän, sammelt den Klang, lässt ihn verklingen, als wäre Stille die Pointe. Das Frankfurter Opern- und Museumsorchester wurde von Thomas Guggeis energisch geführt. Gleichzeitig war er ein vorzüglicher Begleiter. Großer, ehrlicher Applaus — kein „Bravo!“-Gekreische, eher das leise Einverständnis: So sollte dieses Konzert klingen.

Nach der Pause dann der Gigant: Richard Strauss' *Symphonia domestica*. Schon der Titel klingt wie ein Scherz, und genau das ist er auch — eine ironische Sinfonie über das eigene Familienleben, über Pauline, Franz und Richard, in allen häuslichen Aggregatzuständen. Ein bisschen Selbstironie, ein bisschen Größenwahn, sehr viel Handwerk. Vor dem Beginn gab Thomas Guggeis eine launige Einführung, um das Publikum der Alten Oper mit dem Werk vertraut zu machen — eine kleine, hilfreiche Bedienungsanleitung: Man solle Strauss nicht allzu ernst nehmen und doch sehr ernst zuhören. Das klang wie eine Einladung, den Abend mit einem Augenzwinkern zu betrachten.

Guggeis' Zugang ist klar, analytisch, beinahe chirurgisch. Man sieht ihm an, dass er jede Stimme, jeden Einsatz durchdrungen hat. Das Orchester folgt ihm präzise, makellos. Wie schön, dass Guggeis auch das orchestrale Parfüm nicht zu kurz kommen ließ. Die *Symphonia domestica* ist ja kein Rechenschaftsbericht, sondern ein szenisches Kammerpiel mit orchestraler Übergröße — eine Art sinfonische Sitcom mit Fugentechnik.

Im ersten Teil stellt Strauss die Familie vor: den Vater (mehrfach codiert), die Mutter (wechselhaft, charmant, etwas reizbar) und den Sohn (schlafend, träumend, quengelnd). Guggeis zeichnet das mit feiner Hand. Als das turbulente Scherzo — das „Kinderstubenidyll“ — losbricht, ließ Guggeis das Orchester auch entgleisen. Herrlich dieses dissonante Chaos, ein bisschen Unordnung im Wohnzimmer der Töne, weil Bubi (der Sohn Franz) ungeduldig wurde.

Das Adagio gelingt hinreißend. Abendstimmung, Träumerei, Wiegenlied — Solocello und Violine singen, als hätten sie das Cello aus dem Saint-Saëns direkt herübergerettet. Und dann diese berühmten Liebesszenen zwischen Vater und Mutter — Strauss nannte sie scherzhaft „der Papi brav und der Papi böse“. Guggeis bleibt hier nicht nobel zurückhaltend, sondern zeigt die intensive Leidenschaft der Eheleute beim Liebesspiel, ganz ohne Samthandschuh.

Das Finale — Doppelfuge, Streit, Versöhnung — ist orchestrale Akrobatik. Das Orchester, in Hochform, meistert die Fugen mit gläserner Klarheit. Das Gezänk der Eheleute wird in der entsprechenden Wildheit plakativ ausgetragen. Am Ende aber gelingt die Versöhnung in einem gewaltigen Klangbogen, der fast zu schön ist, um häuslich zu sein. Und natürlich hat das letzte Worte der große Richard. Die vier wuchtigen Schlussakkorde dehnt Gugges überdeutlich, so als würde Strauss sich mit einem zufriedenen Lächeln in seinen Sessel fallen lassen!

Frankfurt kann einmal mehr Stolz auf sein wunderbares Orchester sein. Die knapp 100 Musikerinnen und Musiker zeigten sich von ihrer besten Seite. Mit erlesener Klangs Schönheit und hingebungsvollen Soli beschenkte der Klangkörper sich und das begeisterte Publikum. Thomas Gugges hält das alles zusammen, mit klarem Kopf und gutem Geschmack. Das Frankfurter Opern- und Museumsorchester ist ohnehin ein Glücksfall: Erfahrung, Klangkultur, Disziplin, aber auch hingebungsvolle Spiellust.

Und da steht man dann, in der Alten Oper, zwischen drei Welten: Mel Bonis — eine Frau, die komponierte, als hätte sie gewusst, dass sie später vergessen wird. Camille Saint-Saëns — ein Mann, der Eleganz mit Eitelkeit verwechselte und trotzdem Meisterwerke schuf. Richard Strauss — der seine Familie so ernst nahm, dass er sie in Partiturform bannte.

So bleibt dieser Abend als lebendige, kostbare Erinnerung stehen: an eine Komponistin, die endlich wieder gehört wird; an ein Cellokonzert, das lebendig bleibt, wenn man es ernst nimmt; und an einen Strauss, der zu Unrecht als Selbstverliebter gilt, obwohl er nur — nun ja — sehr genau wusste, wie Liebe klingt.

Dirk Schauß, 21. Oktober 2025

Konzert in der Alten Oper Frankfurt am 20. Oktober 2025

Julia Hagen, Violoncello

Frankfurter Opern- und Museumsorchester

Thomas Gugges, musikalische Leitung

[Diese Seite drucken](#)

Neue Höhen erklimmen

Ein Programm, das es in sich hatte. Hörte man doch unerhörtes wie sattsam bekanntes und das in herausragender musikalischer Interpretation. Denn das *Frankfurter Opern- und Museumsorchester* scheint unter den Händen ihres kongenialen GMD, *Thomas Gugges*, immer neue Höhen der musikalischen Perfektion zu erklimmen.

Leider hätte das Konzert mehr Publikum verdient gehabt, was aber auch am Schmuddelwetter draußen gelegen haben mag.

Wer ist Mel Bonis?

Das Programm ließ zunächst die Frage aufwerfen, wer ist **Mel Bonis**? Von dieser weitgehend unbekannten französischen Komponistin sollte das Orchesterwerk *Trois Femmes de Legende*, entstanden zwischen den Jahren 1897-1913, zu hören sein.

Dazu zuerst einmal einige wichtige Hinweise. **Mélanie Hélène Bonis** (1858-1937), so ihr vollständiger Name, führte im eigentlichen Sinne das Leben einer Frau im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Ihre Aufgabe war es, knapp zusammengefasst: Kinder zu bekommen, die Familie zu pflegen und ihrem Mann zu dienen.

Mel Bonis (den Vornamen gab sie sich später, weil er männlich klingt und ihr in einer Männer dominieren Welt mehr Erfolg versprach) gehörte auch dazu. Schon früh erkannte man ihre musikalische Begabung, förderte sie sogar (sie durfte gemeinsam mit Claude Debussy und Ernest Chausson am *Conservatoire de Paris* Klavier und Komposition studieren), wurde aber von ihren Eltern frühzeitig in eine Ehe mit einem viel älteren reichen Fabrikanten gezwungen und musste ihre Karriere aufgeben.

Dennoch hatte sie, trotz ihrer acht zu betreuenden Kinder (darunter fünf von ihrem verwitweten Gatten), Zeit zu komponieren. So hinterließ sie mehr als 300 Werke, alle im kammermusikalischen Bereich (sie wurden sogar von keinem Geringeren als Camille Saint-Saëns hochgelobt), konnte aber durch ihre Stellung als Frau und trotz ihrer „Namensänderung“ kaum in der Öffentlichkeit reüssieren.

Stil des Fin de Siècle

Höhepunkt ihres Schaffens ist zweifelsohne ihr orchestrales Triptychon, das unter dem Namen „*Drei legendäre Frauen*“ einen gewissen Bekanntheitsgrad erreichen konnte. Eine Komposition bestehend aus op.165 Nr. 2 „Ophélie“, aus op. 100 Nr. 2 „Salome“ und aus op.18 Nr.2

„Cléopâtre“. Ein gut 15 minütiger Zyklus, der Heldinnen aus Literatur und Geschichte musikalisch verewigt (es gibt sie noch in den Gestalten von Mélisande und Desdemona).

Was soll man sagen. Drei, kaum fünf Minuten dauernde Piecen (Cléopâtre dauert etwas länger) im typisch impressionistischen Stil des Fin de Siècle. Vieles erinnert an Debussys *La Mer* oder an Paul Dukas' Ballett *La Péri*.

Ja, weich und graziös wirkt ihr Musik, an vielen Stellen fein ziseliert bis zum völligen Verschwimmen der Strukturen. Auffallend schön und ein wenig lebendiger mit perkussiver Verstärkung dann doch die *Salome*. Mehr aber auch nicht.

Eine wirklich gute Interpretation vom **Frankfurt Opern- und Museumsorchester Orchester** war es dennoch. Aber ob **Mel Bonis** eine Entdeckung des 21. Jahrhunderts sein soll, ist zumindest aus der Sicht des Kritikers fraglich.

„Das Größte überhaupt“

Höhepunkt des Abends sollte das *Konzert für Violoncello und Orchester Nr. 1 a-Moll* op.33 (1872) von **Camille Saint-Saëns** (1835-1921) sein.

Die noch junge Österreicherin **Julia Hagen** (*1995) wagte sich an dieses hoch virtuose Werk, dass bereits Größen wie Mstislaw Rostropowitsch oder auch Yo-Yo Ma zu Weltruhm gebracht haben. Auch Komponisten wie Dmitri Schostakowitsch und Sergej Rachmaninow hielten dieses Cellokonzert „als das Größte überhaupt“.

Klar, gesanglich, leichtgängig

Seine Besonderheit ist es, dass es zwar dreiteilig, aber en bloc in einer typischen Sonatenform mit Exposition, Durchführung (ein ausgedehntes Menuett) und Reprise durchgespielt wird. Ein einziger Satz mit klar unterscheidbaren Abschnitten, eine Idee, die bereits Franz Liszt sattem praktizierte.

Julia Hagen, in wallendem Türkis und schwarzem Topp, stieg sofort in die Turbulenz der Eröffnung ein. Ihr Strich ist klar, weniger kraftvoll, dafür aber sehr gesanglich und leichtgängig. Herausragend ihr Zwiegespräch im *Menuett* Teil mit den hellen Streichern (ohne Celli und Kontrabässen) und der angedeuteten Cello-Kadenz.

Weniger überzeugend allerdings die Tutti Stellen, in denen sie, kaum hörbar, im Klang des Orchesters regelrecht verschwand. **Julia Hagens** Interpretation, es ist ihr Debüt in Frankfurt, war gekonnt, es fehlte allerdings die Fülle und Kraft, die das Werk abverlangt.

Nicht von ungefähr glänzte sie in der Zugabe mit der *Sarabande* aus der *Cellosuite Nr. 1 G-Dur* BWV 1007 von Johann Sebastian Bach: Warm, zart und schlicht mit rezitativartigem Grundton, einfach nur schön. Der Beifall war freundlich, nicht überschwänglich.

Familiensaga mit Witz

Den zweiten Teil des Abends füllte die Musik eines **Richard Strauss** (1864-1949) aus seinen besten Jahren. Es ist seine ***Symphonia domestica für großes Orchester*** op.53 (1902/1904), eine Sinfonische Dichtung, oder besser: eine Familiensaga, die sich gewaschen hat.

Strauss schrieb sie als Reaktion auf seine spezielle Ehe mit der berühmt berüchtigten *Pauline de Ahna*, einer Sopranistin und Primadonna in personam, die angeblich dominant, das Sagen in der Familie habe und den berühmten Richard unter dem Pantoffel hielt.

Kurz: Mit dieser Komposition wollte er seinen Kritikern Paroli bieten und das machte er mit einer Musik der Extraklasse.

Film ab!

Aufgeteilt hat er diese Erzählung (Kritiker wie Romain Rolland fanden sie einfach lächerlich) in vier Abschnitte, in ein Familienidyll mit den Satzbezeichnungen, *Allegro*, *Scherzo*, *Adagio*, *Finale*, gemeint aber: Mann, Frau, Sohn (Franz), und schob dazwischen Vortragstitel wie „gemächlich“ und „träumerisch“, „mürrisch“ und „lustig“ für den Mann (er selbst), „sehr lebhaft“, „grazioso“, „gefühlvoll“ und „zornig“ für die Frau (Pauline selbstverständlich) sowie „lieblich“, „sanftmütig“, „nervig“ für das Kind (Franz). Nebenbei bemerkt gilt ihm die Oboe D´amore.

Natürlich dürfen Onkel- und Tanten Besuche, ein Wiegenlied für den Sohnmann, Streitereien der Eheleute und die abschließenden wilde Umarmung nicht fehlen.

Eulenspiegeleien – Augenzwinkern - Triumphgeschrei

Die Komposition, die Strauss bewusst *Meiner lieben Frau und unserem Jungen* widmet, beschreibt ein Kaleidoskop des Familienlebens einer Künstlerehe, die vielleicht einzigartig, aber für das *Fin de Siècle* in bayerischen Landen nicht ungewöhnlich ist.

Jedenfalls strotzt die sie vor Kraft (fast 100 Instrumentalisten besetzten die Bühne der Alten Oper, darunter acht Hörner, vier Perkussionisten, vier Trompeten, drei Posaunen plus Tuba, fünf Fagotte und fünf Klarinetten, vier Oboen plus Oboe D´amore, sowie 60 Streicher!), durch filmreifen Einfallsreichtum, polyphone Raffinesse, vor allem in der Doppelfuge vor dem Schlussteil, und last but not least durch rhythmische Vertracktheiten und einer Menge Eulenspiegeleien.

Auch die *Alpensinfonie* lässt sich bereits erahnen: Rauf auf den Berg und den Gipfel-Triumph feiern. So auch im Finale: Stürmische Umarmung mit Jagdgeheul, Paukenspiel und Trompetengeschmetter. Man wird förmlich erdrückt von der familiären Herzlichkeit (mit Augenzwinkern) und keiner der Kritiker wird jemals mehr auf den Gedanken kommen können, die Familie Strauss werde von der Diva Pauline dominiert.

Strauss – „ebenso interessant wie Napoleon und Alexander“

Alles in Butter. Begeisterungstürme im Großen Saal, zu recht. **Thomas Guggeis** scheint die Beliebtheit gerade dieses ganz persönlichen Familiendramas (Strauss antwortete auf die Kritik Rollands: „Ich sehe nicht ein warum ich keine Sinfonie auf mich selbst machen sollte. Ich finde mich ebenso interessant wie Napoleon und Alexander.“) fortsetzen zu wollen .

Bekanntlich ist gerade diese filmreife „Hausdichtung“ schon in frühen Jahren in Frankfurt beliebtes Aufführungsstück des **Museumsorchesters** gewesen (wie überhaupt Richard Strauss quasi zu den Hauskomponisten Frankfurts zählte).

Hier erfuhr es auch am 01. Juni 1904 seine Europäische Erstaufführung unter **Siegmund von Hausegger**. Uraufgeführt wurde es allerdings im März 1904 in der New Yorker Carnegie Hall vom *Wetzler Symphony Orchestra*.

Ein wirklich hinreißender Konzertabend mit allen Fassetten der neueren Musikgeschichte.